

Felix Hänisch

DAS BIEST IN DIR

2 Bände

Das Urteil der Götter

Fantasy

LESEPROBE

© 2012 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Alle Personen und Namen innerhalb dieses Romans sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Dieser Roman wurde bewusst so belassen, wie ihn der Autor geschaffen hat, und spiegelt dessen originale Ausdruckskraft und Fantasie wider.



Prolog

Der kalte Wind umspielte sein Gesicht. Er liebte seine Wangen und fügte ihm zugleich Schmerzen zu, während er ihn mit tausend kleinen Stichen auf seiner makellosen Haut peinigete. Auf dem Gipfel des Berges stehend blickte er sich um. Weit und breit gab es nichts außer Schnee, nur hier und da schauten zerklüftete Felsen und scharfkantige Steine unter der weißen Pracht hervor.

So schön anzusehen, wie dieser Ort war, so lebensfeindlich war er zugleich auch. An beinahe jedem Tag schneite es für mehrere Stunden, so wie heute. Zudem rauschten Lawinen in fast schon regelmäßigen Abständen in Richtung Tal. Kaum jemand war körperlich in der Lage dazu, diesen plateauartigen Gipfel zu erklimmen, und noch weniger hätten es gewollt. Hier oben gab es nichts, kein Leben konnte hier längere Zeit existieren. Es gab keine Pflanzen und somit auch keine Tiere. Nicht mal ein Schneehase oder die genügsamen G nubüs waren zu entdecken.

»Schön ist es hier«, durchschnitt die raue Stimme der Kreatur die eisige Stille, die einzig von dem klagenden Pfeifen des Windes unterbrochen wurde.

»Absolut perfekt«, stimmte sein Bruder zu, dem, genau wie ihm, alles Leben zuwider war. Außer natürlich dem ihrer eigenen Rasse.

Sie galten seit Langem schon als ausgestorben und dennoch hatten einige von ihnen überlebt. Die Meisten waren Nachfahren jener Feiglinge, die in der großen Schlacht von damals geflohen waren und sich versteckt hielten. Anders er und sein Bruder, sie waren damals wie heute Privilegierte und mussten nicht kämpfen. Waren sie einst treue Untergebene ihres Königs gewesen, so lenkten sie heute – der Tatsache geschuldet, dass auch er mittlerweile tot war – selbst die Geschicke ihres Volkes. Doch es wäre übertrieben gewesen, von einem ganzen Volk zu sprechen. Keiner wusste genau, wie viele es von ihnen, über ganz Epsor verstreut, noch gab. Aber war es eindeutig, dass sie bei Weitem nicht mehr so zahlreich waren, wie in den ruhmreichen Zeiten. Das sollte sich jedoch bald ändern. Gemeinsam hatten er und sein Bruder in den langen Jahren, seit dem Ende des Großen Krieges, ihr Dasein zum größten Teil damit verbracht, *ihn* zu suchen.

Gemeinsam hatten sie von den steilsten Gebirgshängen im Südwesten, bis hin zur weitflächigen Tundra, die den Großteil des Nordens beherrschte, alles erforscht. Waren von den Sümpfen der Orks, quer durch das Land, bis zur anderen Küste am Rande des Naoséwaldes gereist, nur um *ihn* zu finden. Alles ohne Erfolg. Doch heute sollte es anders sein.

»In den zweihundertneunundfünfzig Jahren, die ich nun schon auf dieser Welt verweile, habe ich so etwas noch nicht tun müssen«, hörte er seinen älteren Bruder voll Abscheu neben sich sagen.

»Ich auch nicht«, stimmte er geistesabwesend zu. »Aber besondere Zeiten erfordern nun einmal besondere Maßnahmen. Hätte mir jemand vor einigen Jahren gesagt, dass wir einmal die Hilfe eines Menschen annehmen würden, ich hätte ihm wohl augenblicklich den Kopf abgeschlagen. Und heute sind es gleich zwei.«

Es vergingen einige Augenblicke des angespannten Schweigens. Aus den Minuten wurden Stunden, in denen der eisige Wind weiterhin erbarmungslos an ihnen zerrte. Ihre Hände, die sie inzwischen so gut wie gar nicht mehr spüren konnten, waren bereits blau angelaufen und der Kälteschmerz in ihren Füßen war, trotz der gut gefütterten Stiefel, unerträglich.

Da die Beiden kein Zelt mitgenommen hatten und auch nirgendwo eine Höhle oder auch nur ein großer Stein zu sehen war, hinter dem sie Schutz suchen konnten, waren sie der erbarmungslosen Witterung auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Das Einzige, was sie bei sich trugen und das sie ein wenig gegen den aufkommenden Schneesturm zu schützen vermocht hätte, war eine mit lederner Menschenhaut bespannte Trage. Doch wagten sie es nicht, sich damit gegen die Eiseskälte zu schützen. Nein, dieses Utensil war für einen höheren Zweck bestimmt und durfte nicht durch sterbliche Bedürfnisse, wie dem Wunsch nach Wärme, entweiht werden.

Die Sonne, hinter den dichten Wolken und tanzenden Schneeflocken nur zu erahnen, musste bereits weit über ihren Zenit geschritten sein, als die langen, spitzen Ohren des Jüngeren auf einmal merklich zuckten.

»Hörst du etwas?«, wollte sein Bruder neugierig wissen. Doch die Frage konnte er sich sparen, denn schon im nächsten Moment tauchte eine Gestalt am anderen Ende des Berggipfels auf. Der Sturm hatte inzwischen so stark zugenommen, dass eine Verständigung über diese Entfernung unmöglich war. Zudem schien mit jedem Augenblick mehr Schnee vom Himmel zu kommen. Gerade so, als würde das Wetter um ihr Vorhaben wissen, und alles daran setzen, es zu verhindern.

»Wir haben nicht Tod und Verfolgung überlebt, um uns jetzt von ein bisschen Schnee und Wind aufhalten zu lassen«, sprach sein Bruder ihm finster aus der Seele und ging der Gestalt unbeirrt entgegen, auf dass sie sich in der Mitte des großflächigen Gipfels treffen mochten. Erst jetzt wurde den Beiden bewusst, dass es tatsächlich nur ein Wesen war, das sich schemenhaft gegen das allumfassende Weiß abhob.

Waren sie bisher davon ausgegangen, wie verabredet, zwei Menschen anzutreffen, so mussten sie allerspätestens jetzt, da sie dem Mann unmittelbar gegenüberstanden, feststellen, dass er allein gekommen war. Auch sah er bei Weitem schlechter aus, als bei ihrer letzten Begegnung. Ein blaues Auge, sowie mehrere tiefe Kratzer verunstalteten sein Gesicht und ein Arm war notdürftig mit einer Schwertscheide geschient. Wie er in diesem Zustand den Berg hinaufgekommen war, blieb ihnen ein Rätsel. Nicht dass es wichtig gewesen wäre, er war da und nur das zählte.

Wenn er das, weswegen wir uns hier treffen, nicht dabei hätte, wäre er gar nicht erst gekommen, dachte der ältere der beiden Brüder, um sich selbst zu beruhigen. Wo der Andere blieb, konnte ihnen indessen auch egal sein. Denn ein Mensch in ihrer Nähe war schlimm und Schande genug. Auch wenn er nur zu gern gewusst hätte, was da passiert war. Die Menschen kämpften ja ohnehin ständig miteinander, zumindest wenn man den Geschichten glauben konnte. Ihr eigenes Volk tat zwar auch nichts lieber als das, doch im Gegensatz zu diesen Barbaren beschränkte sich ihre Gewalt nur auf jene, die anders waren als sie selbst. Nicht jedoch auf die eigenen Leute.

Vergnügt dachte er daran, dass es unter ihnen womöglich Streit wegen der Belohnung gegeben hatte, vielleicht ging es aber auch um eine Frau oder irgendeine andere Nichtigkeit. Die Menschen pflegten schnell mal die Beherrschung zu verlieren und sich wegen Kleinigkeiten die Köpfe einzuschlagen. Doch bei genauerem Hinsehen schienen die Verletzungen des Mannes nicht nur körperlicher, sondern auch seelischer Natur zu sein. Seine Schultern hingen schlaff herab und die Augen waren glanzlos. Er wirkte schwach und alt. Letzteres konnte aber auch nur daran liegen, dass diese Wesen tatsächlich viel schneller alterten als sie selbst. Wie lange lebte so ein Mensch eigentlich?

»Hast du es dabei?« Die Frage seines Bruders riss ihn unvermittelt aus seinen fast schon philosophischen Gedanken, zurück ins Hier und Jetzt.

»Ja«, antwortete der Mensch einsilbig und griff mit seiner gesunden Hand in die Manteltasche. Was er nach kurzem Herumstöbern darin fand, ließ die Herzen der Brüder höher schlagen. Ein schwarzer, hühnereigroßer Diamant strahlte ihnen entgegen. Er war von solch erhabener Schönheit und Einzigartigkeit, dass es den Beiden für einen Moment die Sprache verschlug.

»Was auch immer du tun und wen auch immer du umbringen musstest, um daran zu kommen, es hat sich gelohnt.«

Das Gesicht des Menschen zeigte keine Regung. Er hielt den Stein lediglich in der ausgestreckten Hand und sprach: »Ich bringe euch diesen Diamanten nicht, weil ich euch so gut leiden kann, das wisst ihr. Ich bin hier, um die Welt zu verbessern.«

»Das hast du in diesem Moment getan«, stimmte ihm der jüngere der Brüder mit vor Aufregung heiserer Stimme zu und wollte gierig seine feingliederige Hand nach dem Edelstein ausstrecken. Doch der Mensch zog die Seine rasch zurück.

»Wie vereinbart, die zehntausend Basrèn für meine Mühen. Und vor allem aber will ich, dass ...« Aber weiter kam er nicht. Entkräftet wie er körperlich und seelisch ohnehin schon war, sah er den Angriff zwar noch kommen, doch blieb ihm keine Zeit mehr, sein Schwert zu ziehen. Blitzartig grub sich das Messer der Kreatur in seinen dicken Wintermantel. Mit einem letzten Stöhnen auf den Lippen sank der Mann, steif wie ein Brett, die Waffe noch immer im Körper, zu Boden und stand nicht mehr auf.

Unglauben lag in seinen weit aufgerissenen Augen, deren Lider sich nun langsam, aber endgültig, zu schließen begannen.

»Du bekommst gar nichts!«, spie das Wesen, während sein älterer Bruder den Stein aufhob und ihn gen Himmel reckte. Ohne sich abzusprechen oder auch nur mit einem Blick zu verständigen, begannen sie, wie aus einem Munde, eine Beschwörungsformel, in einer alten, längst vergessenen Sprache, aufzusagen. Als sie geendet hatten, geschah einige Momente lang gar nichts. Schon fürchteten sie, einen Fehler begangen zu haben.

»Hättest du den Menschen nur nicht gleich umgebracht. Vielleicht ist der Stein eine Fälschung und nun erfahren wir nie, wo der Echte ist«, begann der Eine dem Anderen bereits Vorwürfe zu machen und schaute erbost zu ihm herüber. Doch keinen Lidschlag später begann der Boden verheißungsvoll zu erbeben. Urplötzlich und mit einem durchdringenden Krachen, das einem Peitschenhieb gleich die klirrende Luft um sie herum erfüllte, tat sich die Erde vor ihnen auf.

Der Schnee auf dem Berggipfel, der auch im Sommer niemals taute, verdampfte in Sekunden-schnelle. Heiße, nach faulen Eiern stinkende, Dämpfe drangen aus dem Erdinneren, und wo die Schneedecke bis eben noch blütenweiß geleuchtet hatte, schimmerte es nun rötlich-gelb zwischen den Dunstschwaden hervor. Ein tiefes Grollen, wie von einem urzeitlichen Dämon, der über die Jahrtausende hinweg unter dem Berg vergraben gewesen war, setzte ein und der Boden vibrierte nun so stark, dass sich die Zwei kaum mehr auf den Beinen zu halten vermochten. Jedes andere Lebewesen hätte instinktiv die Flucht ergriffen. Nicht aber die beiden Brüder. Sie standen kaum zehn Meter von der Schlucht entfernt, die sich so plötzlich aufgetan hatte, dass nur Zauberei oder höhere Mächte am Werk sein konnten.

Auch als die Erde immer stärker bebte, wichen sie keinen Schritt zurück. Im Gegenteil, als sich ein kleines, dunkles Bündel, das durch die dichten Nebelschleier kaum zu erkennen war, von dem grell orangenen Hintergrund abhob, gingen sie sogar darauf zu. Ein Unwissender hätte es womöglich für einen weiteren Stein gehalten, der, wie so viele andere, in die sich noch immer ausweitende Schlucht hinab stürzte. Doch hätte er sich gefragt, weshalb er nicht nach unten in die brennend heiße Kluft fiel, sondern im Gegenteil sogar noch daraus hervorzusteigen schien.

Ehrfürchtig platzierten die Beiden die, aus Menschenknochen gefertigte und mit Haut bespannte, Trage auf der Erde. Langsam, so als wüsste das unförmige schwarze Bündel genau, was es tat, stieg es Zentimeter für Zentimeter aus den Tiefen des Erdinneren hervor und kam durch die Luft immer näher. Als es sich schließlich auf die Bahre herabsetzte, war die Hitze schon unerträglich geworden, sodass den Brüdern der unangenehme Geruch ihrer eigenen versengten Haare stechend in die Nasen stieg. Selbst ihre tränenden Augen mussten sie zwischenzeitlich von dem fesselnden Anblick der Naturgewalten abwenden, da sie bereits unerträglich zu brennen begonnen hatten.

Doch im selben Augenblick, in dem das Wesen – wenn es denn eines war – die lederne Oberfläche der Trage berührte, schloss sich der Spalt im Erdinneren wieder, so als wäre er niemals da gewesen. Von Ruß geschwärzt lag der Leib, welcher entfernt an das mumifizierte Skelett eines großen Menschen erinnerte, reglos auf dem Boden, sodass sich nicht sagen ließ, ob überhaupt Leben in dem Bündel steckte. Währenddessen sank die Temperatur innerhalb von wenigen Sekunden wieder spürbar ab. Die Dunstschwaden verzogen sich und ein frischer Wind kam auf, der den Geruch der Fäulnis in die Ferne trieb.

Alles, was noch daran erinnerte, dass hier soeben ein Wunder und zugleich eine Katastrophe stattgefunden hatten, war die schnee- und eisfreie Fläche, die schon in wenigen Tagen wieder so aussehen würde, wie all die Jahre zuvor. Und der Kadaver auf der Trage, der noch immer so heiß war, dass die Luft über ihm flimmerte. Die beiden Brüder, von ihrem Erfolg ganz siegestrunken, ergriffen jeweils ein Ende der Bahre, und machten sich daran, so vorsichtig wie möglich, den Berg herab zu steigen.

Wären sie mit offenen Augen durch die Welt gegangen, anstatt mit ihren Gedanken noch bei dem eben erlebten zu verweilen, wäre ihnen aufgefallen, dass der Boden, auf dem der regungslose Mensch lag, nicht nur frei von Schnee war, sondern ihn auch noch immer kein einziger Tropfen Blut benetzte.

Der Mann im Wirtshaus

Es war ein schäbiger Raum. Ein miefiges Bett, ein morscher, alter Tisch und ein Stuhl, der so abgenutzt war, dass sein angeschwärztes Holz den Eindruck erweckte, jeden Augenblick in sich selbst zusammenzufallen. Ein kleines Fenster, mit eingestaubter Scheibe, war die einzige Lichtquelle und versetzte das Schlafzimmer im oberen Stock des Wirtshauses in ein düsteres Halbdunkel, passend zu Skals Stimmung. Mit drei Schritten hatte der Mann den kleinen Raum durchquert und machte sich an der verrosteten Verriegelung der Scheibe zu schaffen.

»Lässt sich natürlich nicht öffnen«, seufzte er resigniert in das Zimmer hinein. Doch außer ihm selbst war niemand da, der zuhörte. Es war auch nicht so, dass Skal hier drin hätte lüften wollen, obwohl der Raum es durchaus nötig gehabt hätte, aber er musste sich bewegen. Er musste seine Finger mit irgendetwas beschäftigt halten, da sonst die düsteren Gedanken erneut von ihm Besitz zu ergreifen drohten.

Die Nacht würde der alte Soldat ohnehin unten im Schankraum verbringen. Mit einem selbstmitleidigen Lächeln dachte Skal daran, dass er sich so etwas noch vor einigen Wochen nicht einmal im Traum gewagt hätte. Ein Meuchelmörder – und nur Otáirio allein wusste, wie viele hinter ihm her waren – hätte leichtes Spiel gehabt, ihm im Schlaf die Kehle durchzuschneiden. Aber das war ihm inzwischen alles egal. Skal war ein gebrochener Mann, der in seinem Leben schon oft am Abgrund gestanden hatte. Doch dieses Mal war es etwas anderes. Als Iatas hatte er auf ganzer Linie versagt.

Die Kriegerkaste der Iatas, die seit über tausend Jahren zumeist Menschen, hin und wieder aber auch andere Geschöpfe der Zivilisierten Völker von Epsor zu Elitekriegern ausbildete, duldeten kein Versagen. Söldner wie ihn gab es inzwischen überall, manche verdingten sich in regelmäßigen Abständen als Glücksritter in einem der vielen Kriege, von denen es in letzter Zeit mehr gab, als gute Ernten. Andere wiederum bereicherten sich als Kopfgeldjäger. Ein Beruf, der zwar kein regelmäßiges Gehalt versprach, doch wenn man mal einen von den großen Verbrechern aufgriff, dann hatte man immerhin für eine ganze Weile ausgesorgt. Viele, zumeist noch sehr junge und unerfahrene Kämpfer, suchten in letzter Zeit dieses Abenteuer. Alt oder wohlhabend wurden in diesem Geschäft jedoch nur die Allerwenigsten.

Und dann gab es noch jene von Skals Sorte. Er hatte bereits vor langer Zeit seine Ausbildung zum Iatas beendet. Doch in den letzten Jahren hatte sich viel in Epsor verändert und man musste kein Gelehrter sein, um zu erkennen, dass eine neue Zeit anbrechen würde. Die Welt der Menschen war im Umbruch.

Ungleich mehr Kriege brachen jetzt in Mondesfrist aus, als zuvor noch in einem Jahrzehnt. Jahrhunderte lange Feindschaften lösten sich zugunsten von Bündnissen auf, die geschmiedet wurden, um ehemalige Freunde zu überfallen und ihnen den Krieg zu erklären. Kinder wurden zu Soldaten, während Krieger seines Schlages immer seltener wurden. Die alten Werte zählten schon seit geraumer Zeit nichts mehr. Und Epsor sah sich inzwischen der Bedrohung vieler einzelner Grafschaften und Fürstentümer gegenüber, die kaum mehr Land besaßen als ein Großbauer. Doch mit Hilfe ihrer in aller Eile ausgebildeten Armeen mehrten sie ihre Macht unaufhörlich und, fochten untereinander um den verwaist stehenden Königsthron. Inzwischen zählte nur noch, wer mehr Nachschub, an neuen jungen Männern hatte.

Zu meiner Zeit war das noch anders, dachte Skal sich im Stillen und lauschte auf die Stimmen unten in der Schankstube. Es war bereits eine kleine Ewigkeit her, dennoch waren einige Teile der Erinnerung frisch und intensiv, da sie schon so oft vor seinem geistigen Augen abgelaufen waren. Vor allem in der letzten Zeit.

Neun Jahre war es mittlerweile her, dass Skal sich des Schicksals eines jungen Kriegers angenommen hatte, der die Grundausbildung zum Iatas beinahe schon mit Leichtigkeit gemeistert zu haben schien.

Cedryk war aus jeder Sicht ein wahrhaft talentierter junger Mann, in dem Skal mehr gesehen hatte, als nur einen Schüler. Für ihn war er wie ein Sohn gewesen. Ein Sohn, mit dem er die Welt bereist und beobachtet hatte, wie er an seinen Aufgaben wuchs; wie er stetig reifer wurde und ihm

schlussendlich sogar ebenbürtig war. Während ihrer vielen Abenteuer hatten sie sich zwar nicht nur Freunde gemacht, und waren dem Tod auch mehr als einmal nur knapp von der Schippe gesprungen. Aber obwohl Krieg und Zerstörung ihre dunklen Schatten auf die beiden Freunde geworfen hatten, war es dennoch die schönste Zeit, die Skal jemals erlebt hatte. Viel mehr als die Erinnerungen daran, war ihm davon nun jedoch nicht mehr geblieben. Denn der Schüler, welchen man ihm guten Gewissens anvertraut hatte, war tot. Cedryk war durch Skals Verschulden gestorben. Noch immer sah er vor sich das Bild des blutbesudelten Körpers und den anklagenden Blick in seinen toten, kalten Augen.

In diesem Moment öffnete sich die Tür und der alte Krieger wurde urplötzlich aus seinen trüben Gedanken gerissen. Noch vor Kurzem wäre Skals natürlicher Reflex der Griff zum Schwert gewesen, wenn ein Unbekannter die Tür öffnete, doch er hatte sich aufgegeben und ließ inzwischen jede Schutzmaßnahme fahren. Sein Leben war ihm nichts mehr wert.

»Mein Herr ... mein Herr.« Der dicke Wirt war ins Zimmer getreten und versuchte nun umsichtig auf sich aufmerksam zu machen. »Mein Herr, Euer Essen ist fertig, wünscht Ihr hier zu speisen oder ...«

»Nein, lass es unten. Ich komme sofort«, meinte Skal tonlos, nahm seinen Rucksack, das Schwert und den Mantel und folgte dem Wirt aus dem dunklen Raum. Er hatte nicht vor, noch einmal in das Zimmer zurückzukehren. Skal brauchte jetzt Gesellschaft, auch wenn sie nur aus dem Gesindel bestand, welches sich um diese Zeit in einem so abgelegenen Gasthaus herumtrieb.

Im Schankraum angekommen, der vor einer halben Stunde noch fast leer gewesen war, tummelten sich jetzt, außer Skal, dem Wirt und seiner Kellnerin, erstaunlich viele Leute. Eine Handvoll zerlumpter Söldner aus der nördlichen Tundra saßen nahe der Tür und spielten mit unbemalten, grobgeschnitzten Würfeln an einem der Ecktische. In beinahe schon regelmäßigen Abständen johlten sie immer wieder auf, wenn ihre Münzen reihum den Besitzer wechselten. Einer von ihnen, ein alter Haudegen mit warzigem Gesicht, und einer ledernen Augenklappe, blickte kurz zu Skal auf, als dieser die Treppe herab schritt. Doch schien er seinen braunen Mantel nicht als die Auszeichnung und Uniform zu erkennen, welche sie darstellte. Bereits einen Lidschlag später war die Aufmerksamkeit des Mannes wieder bei seinen düsteren Begleitern und den fallenden Würfeln.

Genau wie für Skal war es für die Meisten hier sicher die letzte Übernachtungsmöglichkeit, vor der noch einen halben Tagesritt entfernten Hafenstadt Lerm. Von dort aus würde er dann mit der Fähre nach Siegburg, dem Hauptsitz seiner Kaste, übersetzen.

Flüchtig und dennoch mit unverhohlener Neugier ließ der Iatas seinen Blick weiter durch den Raum schweifen. Neben einem Kaufmann – man erkannte ihn an der für seine Zunft üblichen grünen Mütze, die ihn als neutralen Händler kennzeichnete und auch in Kriegszeiten freies Geleit versprach – saßen zwei Zwerge, sowie ein vornehm gekleideter Herr, mit seinem Reisegefolge in der Stube. Wahrscheinlich hatte der Adlige nicht ohne Grund die am weitesten von den Nordmännern entfernten Tische in Beschlag genommen. Mit gerümpfter Nase saß er demonstrativ mit dem Rücken zu ihnen auf seinem Stuhl und starrte übertrieben konzentriert auf seinen Teller.

»Hier ist noch ein freier Platz, mein Herr«, sprach der Wirt dienstbeflissen und führte Skal zu einem Stuhl direkt am Tresen. Sekunden später stellte ihm die Kellnerin die Reste von dem, was wohl mal ein Kaninchen gewesen war, in einem halbrunden Napf auf die zerkratzte Holzvertäfelung.

»Darf ich mir die Frage erlauben, was ein hoher Iatas wie Ihr in meiner kleinen Schänke will?«, fragte der Wirt vorsichtig, während er einen schmutzigen Becher mit einem noch schmutzigeren Lappen zu säubern versuchte. »Nicht dass es mich stören würde, aber die meisten Leute nutzen die Hauptstraße südlich von hier, um nach Lerm zu gelangen.«

»Ich ... hatte es nicht so eilig«, entgegnete Skal ausweichend und stocherte unzufrieden in seiner Mahlzeit, wobei er es tunlichst vermied, dem Mann in die trüben Augen zu sehen. Cedryks Tod machte ihm immer noch schwer zu schaffen, und es brannte ihm auf der Zunge, darüber zu reden, obwohl er wusste, dass es gefährlich für ihn war. Doch wem sollte der alte Wirt es denn schon weitererzählen. Skal musste sich einfach jemandem anvertrauen, viel zu lange hatte er schon geschwiegen und den Kummer in sich hinein gefressen.

»Weißt du, Mann, bis vor Kurzem erstrahlte die Welt für mich noch in einem wunderbaren Glanz, und man hat großes Vertrauen in meine Fähigkeiten gesteckt. Aber das Leben holt einen schlussendlich doch immer wieder ein.« Skal atmete schwer. »Ich habe versagt. Mein Schüler, Cedryk war sein Name, ist tot. Wäre er doch bloß nicht so sturköpfig gewesen.« Die letzten Worte murmelte der alte Krieger unverständlich und an sich selbst gewandt in seinen ungepflegten Bart. »Nun hat man mich in den Hauptsitz meiner Kaste berufen. Einen neuen Schüler werden sie mir wohl kaum noch einmal anvertrauen – würde ich an ihrer Stelle auch nicht. Außerdem bin ich dafür ohnehin schon viel zu alt. Gleichzeitig bin ich für den Stand eines Großmeisters im Hohen Rat aber noch zu jung. Vielleicht werde ich hingerichtet. Mir ist es ehrlich gesagt egal.«

Der Wirt staunte nicht schlecht und hielt betroffen mit dem Reinigen seines Bechers inne. »Das tut mir sehr leid. Darf ich fragen, wie Euer werter Schüler verstorben ist, mein Herr?«

»NEIN verdammt! Das darfst du nicht, und hör endlich auf mich: *Mein Herr*, zu nennen, das bin ich nicht!«, schrie Skal, dem augenblicklich die Zornesröte ins Gesicht stieg. Sogleich drehten sich alle Köpfe im Raum nach ihm um.

»Das bin ich nicht«, flüsterte er jetzt nur noch, wobei ihm eine einzelne Träne über die Wange rollte.

Die Großen Brüder

»Los, Darius, beeil dich!«, tönte es leise, aber durchdringend aus dem dunklen Raum, hinter der sperrangelweit offen stehenden Eingangstür.

»Moment noch, ich komme gleich«, erwiderte eine andere Stimme zischend und deutlich aggressiver.

»Der Plan war rein und raus, wir wollen hier nicht einziehen«, erhob Ryu, ein junger Mann, dem die Schweißperlen der Nervosität deutlich im Gesicht standen, wieder das Wort.

»Gut, ich hab alles. Lass uns verschwinden«, antwortete ihm sein Komplize. Ein großer breitgebauter und ebenfalls noch sehr junger Krimineller, der einen halb vollen Sack mit Diebesgut in seinen Händen hielt.

Mit schnellen Schritten, jedoch nicht rennend, verließen die Beiden das vornehme Herrenhaus, wobei sie sich von jeder Lichtquelle fernhielten und versuchten so gut wie möglich mit der Nacht zu verschmelzen. Obwohl sie inzwischen Routine darin hatten, die Häuser reicher Leute auszurauben, begleitete sie dennoch jedes Mal panisches Herzklopfen auf ihrer Flucht und die ständige Angst, dieses Mal erwischt zu werden. Beide hatten die Ohren gespitzt, um ja kein Geräusch in der sternklaren Nacht zu überhören. Während sie liefen, ohne das sie wagten sich umzudrehen, erwarteten sie beinahe schon das Rufen der Stadtwachen und das Bellen der Jagdhunde. Aber beides blieb aus.

Nachdem die zwielfichtigen Gestalten einen kurzen Fußmarsch hinter sich gebracht hatten, der sie teilweise über das Gebiet eines ausgedienten Steinbruchs führte, erreichten sie endlich den sicheren Waldrand und gönnten sich eine Rast, um ihre Habe zu betrachten.

»Hab schon mal eine bessere Ausbeute gesehen«, beschwerte sich Ryu grummelnd, als er in den Sack sah. Er war der ältere von beiden und versuchte durch seine Nörgelei zu überspielen, dass er eigentlich ziemlich zufrieden war.

»Wenn du mir ein bisschen mehr Zeit gegeben hättest, dann wär bestimmt auch noch mehr rein gewandert«, knurrte Darius ihn mit verengten Augen an.

»Bei dem Lärm, den du gemacht hast, wundert es mich, dass die Leute in der Bude nicht aufgewacht sind«, konterte Ryu ernst und ließ seinen geschulten Blick über die Beute schweifen, um den Wert zu bestimmen.

»Und wenn schon, mit denen wären wir zwei doch fertig geworden«, erwiderte Darius, nun wieder etwas versöhnlicher.

»Fang nicht an zu spinnen, die hätten rumgeplärrt wie am Spieß und die ganze Nachbarschaft aufgeweckt«, schimpfte Ryu, während er geistesabwesend einen Finger nach dem anderen ausstreckte, um besser zählen zu können. »Bei unserem Glück wäre die Stadtwache auch gleich zur Stelle gewesen und mit denen werden nicht einmal wir fertig. Nein, das war schon gut so, wie wir's gemacht haben. Immerhin, gut dreihundert Basrèn müsste das ganze Zeug wert sein, das wird uns alle für ein paar Wochen satt machen. Hoffentlich«, fügte er etwas leiser hinzu, sodass sein Bruder ihn nicht hören konnte. Denn in letzter Zeit war das leider nicht mehr allzu selbstverständlich.

»Du hast ja recht, Ryu«, stimmte ihm Darius nickend zu. »Aber wer weiß, wie lange das noch gut geht. Manchmal wünsche ich mir eine richtige Arbeit. Du nicht auch?« Gedankenverloren starrte der Jüngling in die silbrig glimmenden Sterne. Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: »Stell dir das doch mal vor, wir müssten nicht mehr Angst haben, dass uns eines Tages die Wachen schnappen und wenn wir irgendwo hinkommen, sagen die Leute nicht mehr: Dieb oder Gammler. Das wär doch was, oder?«

»Du hast dir deine Frage gerade eben selbst beantwortet, kleiner Bruder«, entgegnete Ryu weise. »Überall, wo wir hinkommen, haben die Leute bereits eine schlechte Meinung von uns, darum kommen wir aus diesem Dämonenkreis nicht mehr heraus. Einmal ein Dieb, immer ein Dieb. Und außerdem wäre das nichts für dich, du bist nicht der Typ, der morgens aufsteht, sein Feld bestellt und sich abends wieder schlafen legt. Der Schlag Menschen, zu dem wir gehören, braucht diesen Nervenkitzel und das Besondere.«

»Ist schon klar«, meinte Darius schulterzuckend. »Ich würde aber auch was Besseres machen, als ein blöder Viehbauer zu werden.«

»Ach ja?« Ryu schnaubte sarkastisch.

»Ja«, zischte Darius zynisch. »Kopfgeldjäger zum Beispiel. Ein guter Fang und wir hätten auf einen Schlag ausgesorgt. Dann müsste keiner im Dorf mehr Hunger leiden.«

Ryu lächelte, entgegnete jedoch nichts und ließ seinen, noch etwas naiven, kleinen Bruder in seinem Glauben. »Leg dich jetzt besser schlafen, in ein paar Stunden wird es hell, dann wird man nach uns suchen und unser Vorsprung ist nicht sehr groß. Wir müssen ausgeruht sein, wenn wir noch eine falsche Fährte legen und zum Mittag wieder zuhause sein wollen. Miree macht falschen Hassen.«

»Der schmeckt mir fast noch besser als echter«, lachte Darius und legte sich hin. Ryu stimmte noch kurz in das Gelächter mit ein, bevor auch er sich niederlegte. Mit den Gedanken war er aber noch immer bei den Worten seines Bruders.

Darius und er waren keine leiblichen Brüder, ebenso wenig wie Miree ihre Schwester war. Eigentlich war kaum einer aus dem Dorf mit irgendeinem anderen verwandt. Zumindest nicht, wenn man von der Blutlinie ausging. Dennoch waren sie alle eine große Familie. Aus diesem Grund nannten sie sich: *Die Großen Brüder*. Was heroisch klang, war jedoch in Wahrheit nichts anderes, als ein großes Waisenhaus und eine Räuberbande.

Ryu selbst war mit acht Jahren, als ältestes von sieben Kindern, zuhause rausgeworfen worden. Das Essen hatte nicht mehr gereicht und das bisschen Geld, was seine Mutter am Töpferstand verdiente, wurde von seinem Vater mit beiden Händen beim Kartenspielen zum Fenster hinausgeworfen. Wenn er es nicht schon vorher versoffen hatte. So kam Ryu, vor nunmehr sechzehn Jahren, fast zeitgleich mit Darius, in jenes abgelegene Dorf, von kriminellen Kindern und jungen Erwachsenen. Darius war damals noch ein Säugling. Irgendjemand hatte ihn hier ausgesetzt, Ryu konnte sich nur noch schlecht daran erinnern. Was er jedoch noch sehr genau wusste, war, dass sich hier zum ersten Mal in ihrem Leben jemand richtig um sie gekümmert hatte. Gemeinsam war er mit Darius als sein Bruder aufgewachsen. Und so fühlten sie sich auch. Im Geiste enger verbunden, als Blut es jemals gekonnt hätte.

Hom, ihr älterer Bruder von damals, war vor einigen Jahren bei einer Messerstecherei in der Stadt ums Leben gekommen und so lag es nun an Ryu, sich weiter um Darius zu kümmern. Das hatte auch seine guten Seiten. Seitdem er für Darius die Verantwortung trug, war er selbst in den gehobenen Stand eines Großen Bruders gelangt. So bekam er nun nicht nur größere Anteile an den erbeuteten Wertsachen, auch der Genuss von Alkohol, Tabak und jedem weiteren Rauschmittel, dessen er habhaft werden konnte, war ihm nun gestattet. Den Jüngeren im Dorf, also all jenen, die keinen kleinen Bruder oder eine kleine Schwester aufzogen, war das verboten. Schließlich wollte man ja auch für eine anständige Erziehung der Kinder sorgen.

Was ihn jedoch am meisten freute, war, dass Darius, je älter er wurde, sich immer mehr zu einem würdigen Trainingspartner entwickelt hatte. Es war egal, was die Anderen im Dorf sagten, Darius hatte ihn schon vor langer Zeit an Kraft und Schnelligkeit überholt. Sie waren die besten Kämpfer in der ganzen Gegend, doch im Gegensatz zu ihm, der einfach nur gut war, war Darius nicht mehr normal. Inzwischen war sein Bruder sogar schon besser als ausgebildete Gardisten der Stadtwache. Genau aus diesem Grund schien seine Idee, Kopfgeldjäger zu werden, bei genauerer Überlegung gar nicht einmal so abwegig, wie sie sich im ersten Moment angehört hatte.

Darius hatte schon des Öfteren den Wunsch geäußert, Söldner oder etwas Ähnliches zu werden. Und auch er war der Meinung, dass aus ihm mal etwas Besseres werden sollte, als ein Straßendieb oder Hehler. Ryu verfolgte diesen Gedanken noch eine ganze Weile, bis auch er einschlief.

Am nächsten Tag erwachten sie bereits in aller Frühe, mit Einsetzen der Dämmerung, noch bevor die ersten Strahlen der Sonne die obersten Baumwipfel geküsst hatten. Gemeinsam legten die zwei Brüder noch rasch eine falsche Spur, die etwaige Verfolger in einem Kreis wieder zurück zu dem Haus führen sollte, in welches sie in der vergangenen Nacht eingestiegen waren. Dann spazierten die beiden Diebe großspurig und noch in Sichtweite des stattlichen Herrenhauses, die unebene Stra-

ße zur *gezinkten Karte* – dem hiesigen Wirtshaus – entlang, so als wären sie die Besitzer der beiden Gebäude.

In der Schenke angekommen, gaben sie eine Kleinigkeit von ihrem *Verdienst* für ein angemessenes Frühstück aus, dass sie sich, wie Ryu versicherte, nach einer so arbeitsreichen Nacht auch redlich verdient hatten. Anschließend lösten sie beim Schankmeister ihre Pferde aus, die sie am Abend zuvor im Stall gelassen hatten. Sollte in nächster Zeit jemand die halb verkommene Spelunke betreten, um sich über den Verbleib der Beiden zu erkundigen, so würde sie der Wirt, aufgrund seines großzügigen Trinkgeldes, jedoch bereits wieder vergessen haben.

Als Ryu und Darius sich im mittäglichen Schein, der bereits ausgesprochen warmen Frühlingssonne, auf den Rücken ihrer gemächlich dahin trabenden Pferde immer weiter vom Ort ihres Verbrechens entfernten, löste sich damit auch zusehends ihre innere Anspannung.

»Was meinst du Ryu, wie werden die Anderen wohl auf unseren plötzlichen Reichtum reagieren?«, fragte Darius schelmisch grinsend, während er zuversichtlich die beiden Satteltaschen seiner Stute tätschelte.

»Na wie schon, ein heldenhafter Empfang für die beiden besten Geldverdiener wäre ja wohl das Mindeste«, entgegnete Ryu und gab sich dabei nicht weniger großtuerisch. Tatsache war jedoch, dass es mittlerweile gar nicht mehr so gut um ihre Lebensgemeinschaft stand. Sie brauchten das Geld – und zwar dringend.

Die Gesetzeshüter der umliegenden Städte wurden zunehmend aufdringlicher und verlangten immer mehr Schmiergeld, um bei der Suche nach Verantwortlichen über ihr kleines Dorf hinwegzusehen. Aufgrund der häufigen Beutezüge, die sie in letzter Zeit durchführten, konnte Ryu es ihnen noch nicht einmal verübeln. Die Ausgeraubten – Adlige, wie Handelsleute – verlangten nach Genugtuung und Wiedergutmachung. Und ihre Rufe wurden zunehmend lauter, sodass sich die Älteren im Dorf bereits sichtlich die Köpfe zerbrachen. Aber der Tag war viel zu schön, als dass er seinem kleinen Bruder jetzt damit in den Ohren liegen wollte. Denn trotz seiner Stärke und Erfahrung war er ja schließlich noch immer ein halbes Kind.

»Was ist?«, fragte Darius ihn leicht verunsichert, als er bemerkte, wie Ryu ihn anstarrte.

»Nichts«, antwortete dieser schnell und bemühte sich dabei so beiläufig wie möglich zu klingen. Eine Sekunde später gab er seinem Vollblüter hart die Sporen.

Als sie nur noch wenige Meter von der Wohnsiedlung entfernt waren, die sie als ihre sichere Heimat kannten, merkten die Beiden gleich, dass etwas nicht in Ordnung war. Dass zwei fremde Pferde auf der nahen Weide grasten, wäre für sich allein genommen noch nicht verwunderlich, aber die rufende, mit den Armen schwingende Miree, die eilig auf sie zugerannt kam, versetzte sie so gleich in Alarmbereitschaft.

»Ryu, Darius, ihr müsst verschwinden, sie dürfen euch nicht bemerken!«, rief sie, was aufgrund ihrer lauten Schreie bereits einen Widerspruch in sich selbst darstellte. Denn wer oder was auch immer im Dorf war, musste sie ja gehört und die beiden Heimkehrer allerspätestens jetzt bemerkt haben.

»Atme erst einmal tief durch, Miree und dann sag uns, was passiert ist«, versuchte Ryu die untersetzte junge Frau zu beruhigen, der vom schnellen Laufen einige Strähnen ihrer langen schwarzen Haare nach vorn ins Gesicht gerutscht waren.

»Es sind zwei Männer ins Dorf gekommen ...«

»Soldaten?«, unterbrach Darius sie, in der Befürchtung es mit der Vorhut einer größeren Wachtruppe zu tun zu bekommen.

»Lass sie doch erst mal ausreden«, meinte Ryu und stieg, genau wie Darius, von seinem Pferd. »Also jetzt noch mal von vorne, was wollen die hier?«

»Ich habe es nicht genau verstanden«, antwortete Miree nun etwas ruhiger, doch noch immer stoßweise atmend. »Sie haben sich mit Mokku unterhalten und es ging wohl irgendwie darum, dass ein Schamane oder ein Druide oder so etwas Ähnliches irgendwas vorausgesagt hat. Das Einzige was ich genau verstanden habe, war, dass sie Darius mit sich nehmen wollen.«

Vielsagend sah sie zu dem jungen Dieb auf, doch der hörte schon gar nicht mehr richtig zu. Kaum, dass seine Schwester die ersten Worte ausgesprochen hatte, war ihm bereits das Herz in die

Hose gerutscht. Jetzt war es also so weit. Darius hatte schon seit Jahren befürchtet, dass man sie eines Tages schnappen würde. Aber warum waren sie nur hinter ihm her und wieso kamen sie nur zu zweit? Denn so, wie es sich anhörte, würden keine weiteren Soldaten mehr auftauchen.

Eine Vorhut hätte das Gebiet ausgekundschaftet, und würde erst auf Verstärkung warten, bevor sie das Dorf betraten. Auf keinen Fall jedoch hätten sie das offene Gespräch mit dem Häuptling gesucht. Vor allem nicht, wenn sie darauf aus waren, einen Kriminellen aus den Reihen seiner Leute zu reißen. Nein, es musste einen anderen Hintergrund geben.

»Mach dir keine Sorgen Miree, wir gehen mal zu ihnen hin und sehen, was sie wollen. Wenn sie Ärger machen, schmeißen wir sie einfach raus«, meinte Ryu zuversichtlich und klopfte Darius kameradschaftlich auf die Schulter.

»Ihr versteht nicht, das sind Iatas«, entgegnete ihm die leicht rundliche Miree aufgebracht und Ryu wurde aschfahl, während seine Hand auf der Schulter seines Bruders zu versteinern schien.

»Was zum Henker sind Iatas?«, wollte Darius wissen und blickte seine Geschwister fragend an.

»Hau ab, Darius. Reite ... reite so schnell und so weit wie nur möglich«, keuchte Ryu entsetzt. Doch als er sich zu seinem Bruder umwandte, war es schon zu spät. Zwei Männer, ein großer älterer und ein kleiner, etwa in dem Alter von Ryu, hatten sich unbemerkt von hinten angeschlichen. Ihre braunen, erdfarbenen Umhänge ließen sie beinahe perfekt mit der Umgebung verschmelzen. Ryu und Darius hätten sie ohne Mirees erschreckten Aufschrei gar nicht bemerkt. Selbst sie, die direkt in die Richtung der Fremden gesehen hatte, bemerkte die Beiden erst jetzt, als sie aus dem Schatten eines nahestehenden Baumes traten und nur noch wenige Meter entfernt waren.

»Was denn, nur die Zwei?«, fragte Darius, halb belustigt, halb erstaunt über den sinnlosen Aufruhr.

»Du da, du wirst mit uns kommen«, sagte der ältere der Beiden ruhig und deutete auf ihn. Es war keine Bitte und kein Befehl, sondern lediglich eine Feststellung.

»Und was ist, wenn ich nicht will?«, spottete Darius trotzig und ließ demonstrativ die Faustknöchel knacken.

»Deine Meinung tut hier nichts zur Sache«, blaffte ihn der Jüngere an. So langsam wurde Darius ärgerlich über die Dreistigkeit der Fremden.

»Entweder, ihr zwei schert euch jetzt weg, oder Ryu und ich schicken euch gleich hier und jetzt ohne Umwege zu Otãirio. Nicht wahr, Ryu?« Weil sein Bruder ihm nicht antwortete, drehte Darius sich halb zu ihm um. Das Letzte, was er dann noch wahrnahm, war eine kurze, schnelle Bewegung aus dem Augenwinkel. Dann schwanden dem jungen Dieb mit einem Mal die Sinne. Kurz bevor er endgültig bewusstlos wurde, fragte er sich noch, wieso Ryu ihm nicht half.

Doch was Darius nicht wusste, war, dass sein Bruder in eben diesem Augenblick eine Entscheidung getroffen hatte. Eine Entscheidung, die nicht nur sein Schicksal und das von Darius verändern sollte, sondern auch das der ganzen Welt.

Felix Hänisch

wurde 1991 in Leipzig geboren, wo er bis heute lebt. Kurz nach seinem Schulabschluss begann er im Alter von 18 Jahren an seinem Debütroman: Das Biest in Dir, zu schreiben.

Mit der Veröffentlichung von Teil eins und zwei im AAVAA Verlag, geht für ihn ein lange gehegter Traum in Erfüllung. Weitere literarische Werke sind bereits in Arbeit, sodass man hoffentlich auch in Zukunft noch von ihm hören oder lesen wird.

Alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind
in den Formaten Taschenbuch, Mini-Taschenbuch,
Taschenbuch mit extra großer Schrift
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit
versandkostenfrei über unsere Website:

www.aavaa-verlag.com

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern
über unser ständig wachsendes Sortiment.



www.aavaa-verlag.com